Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 23 (1955)
Heft: 8

Artikel: Gestirn der Gosse
Autor: Lifka, Erich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-570189

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

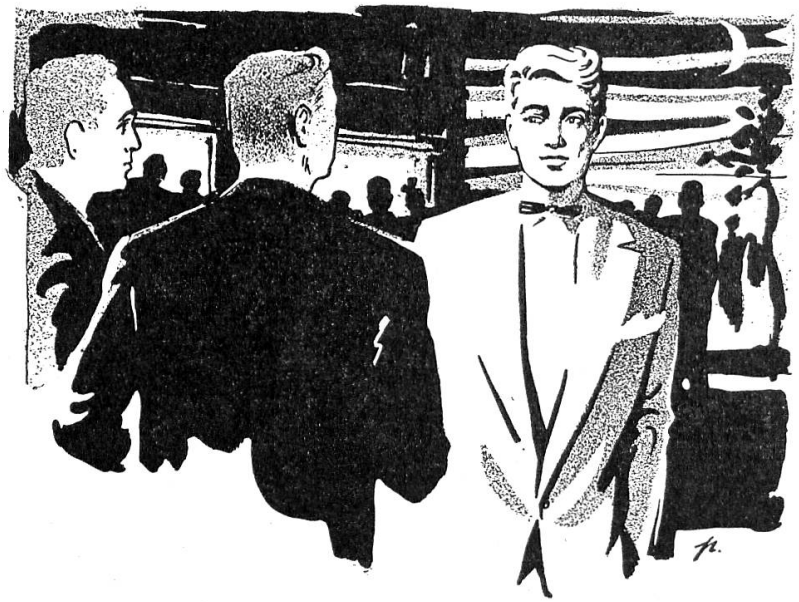
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gestirn der Gosse

Einer wahren Begebenheit nacherzählt

von Erich Lifka, Wien.

Illustriert von Rico. Zürich.



Was war das . . . ein plötzlicherLichtschein? Vor ihm stand ein junger Mann, dessen blonde Haare das Licht reflektierten wie ein Spiegel. Einen Augenblick sahen sie sich wie gebannt an, dann zog ihn sein Begleiter am Aermel, und sie gingen weiter.

«Er heisst Helmut», sagte er, «nein, dreh' dich nicht um. Er ist schon eitel genug.»

«Wie Gold . . . » murmelte der andere.

«Ja, ich weiss. Aber es ist nicht alles Gold, was glänzt — denke daran. Der Junge kennt hunderte von Menschen. Wie viele von ihnen er schon unglücklich gemacht hat, weiss wohl nur er selbst. Ja, glaub' mir nur: er hat kein Herz.»

Gerhard fuhr zusammen und wandte sich rasch um. Um sie herum wogte das Neun-Uhr-Getriebe der Wiener Kärntnerstrasse. Es war ein warmer Abend im August. Kleine Lachen von dem eben gefallenen Regen trockneten in einem föhnartigen Wind, der die Augen der Menschen seltsam fieberhaft aufleuchten liess. Der grosse, schlanke Jüngling in dem elegant geschnittenen grauen Anzug war schon weit weg. Er ging neben einem älteren, etwas untersetzten Herrn, den er zu einem schnellen Schritt zwang. Da plötzlich blieb er stehen. Irgendeines der blitzenden Schaufenster musste wohl seine Aufmerksamkeit erregt haben, und wie zufällig sah er den Weg zurück, den er gegangen war. Trotz der vielen Menschen trafen sich sein und Gerhards Blick. Helmut lächelte und grüsste. Im Abwenden sah Gerhard ein Profil von einem eigentümlichen Reiz, von einer mit Worten fast nicht zu beschreibenden Schönheit. Dann schlossen sich die Menschenwogen um den jungen Fremden.

«Wenn du willst, kannst du seine Adresse haben — auch die Telefonnummer», sagte sein Bekannter zögernd.

Gerhard sah ihn erstaunt an. «Kannst du Gedanken lesen? Ich wollte dich gerade darum bitten.»

«Gedankenlesen braucht man da nicht können. Er ist ja genau dein Typ. Aber ich habe dich gewarnt.»

Zwei Monate später fand Gerhard, als er in einer seiner Taschen nach einer Zigarette suchte, den Zettel mit Helmuts Adresse und Telefonnummer. Nicht dass er ihn vergessen hätte. Aber sein Beruf zwang ihn oft, lange Auslandsreisen zu machen, und so hatte er den Anruf bei Helmut immer wieder verschieben müssen. Alles, was er aber inzwischen hatte tun müssen, hatte sich vor ein und demselben Hintergrund abgespielt. Vor dem Bild eines Jünglings von edlem Wuchs, männlich, stahlhart und doch von einer eigentümlichen Biegsamkeit. Anschmiegsam, knabenhaft-weich und doch selbständig und überlegen. Gefühllos? Nein, das konnte Gerhard nicht glauben.

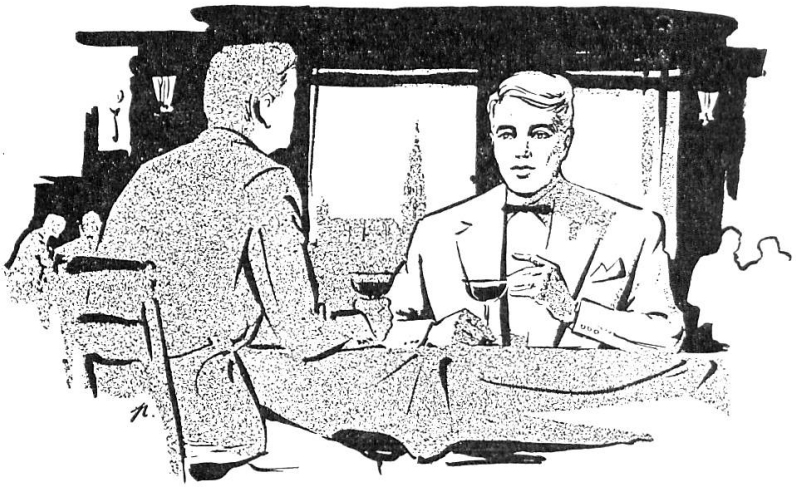
Auf seine Frage nach Herrn Helmut antwortete eine Frauenstimme zurückhaltend, sie müsse erst nachsehen, ob er im Hause sei. Aber er war es. Erstaunt erkundigte er sich, woher Gerhard seine Telefonnummer hätte. Er hatte eine schöne, klangvolle Stimme. Die erste Verabredung war schnell ausgemacht. In zwei Tagen bei der Universität.

Ein eiskalter Regenabend war es. Die wenigen Menschen, die noch spät von der Arbeit nach Hause strebten, hasteten mit aufgestellten Mantelkrägen ihres Weges. Die Via Amorosa des nahen Rathausparkes lag verödet und leer. Und doch kam Helmut. Er kam zu spät, aber er kam mit einer Entschuldigung und einem herzlichen Lächeln. Man stellte sich vor und beschloss, in das Hochhausrestaurant am Stephansplatz zu gehen, von dem man am Tage einen prachtvollen Blick über die Dächer von Wien hatte. Dort gefiel man einander so gut, dass die Stunden wie im Flug vergingen.

Helmut erzählte sein Leben. Er war achtzehn Jahre alt, hatte ein Jahr auf einer Napola zugebracht, bis der Krieg zu Ende ging. Dieses eine Jahr erklärte sein betont männliches Wesen und auch das leicht militärische Auftreten, das ihm noch anhaftete. So schlug er zum Beispiel die Hacken zusammen, wenn man ihn jemandem vorstellte, aber Dinge, die bei einem anderen lächerlich gewirkt hätten, wusste er mit soviel Liebenswürdigkeit zu tun, dass er damit sofort jeden Menschen für sich einnahm.

Sein Leben war keineswegs rasch erzählt. Ohne Gerhard zu kennen, ohne sich nach der Tätigkeit des um zwölf Jahre älteren Mannes zu erkundigen, erzählte er ihm vertrauensvoll eine Menge persönlicher Einzelheiten aus seinem eigenen Leben. Gerhard glaubte zu verstehen, dass er ein Mensch mit zwei Gesichtern war. Nach aussen hin betonte er, allein leben zu können und niemand zu brauchen. In Wirklichkeit aber flog er von einem Arm in den andern. Der Liebe wies er etwa die Rolle des Essens bei einem Hungergefühl zu. Ohne Gefühl, ohne Herz müsse man leben, und nicht darüber nachdenken. Die Liebe war etwas Animalisches für ihn, sie war eine rein physische Funktion — und Freunde hatte er keine, bestenfalls «Bekannte».

Gerhard liess die vielen Worte ruhig über sich ergehen. Er bekam zu hören, dass das Wichtigste in Helmuts Leben das Kaufen von Socketts und Hemden war, dass er tatsächlich hunderte von Menschen kannte — es waren Namen dabei, die Gerhard aufhorchen liessen: die Spitzen der Wiener Gesellschaft — von denen fast alle «so» seien, sich aber nicht in die Trefflokale wagten. Er wolle Gerhard unter seine Bekannten aufnehmen und sich gerne weiter mit ihm treffen.



Während ihres langen Gespräches war Helmuts braungebranntes Gesicht auffallend blass geworden. Er schien an Blutarmut zu leiden, ohne dass es seinem Reiz Abbruch tat. Gerhard war glücklich. Er hatte die Erlaubnis bekommen, Helmut jederzeit im Geschäft anzurufen; er arbeitete als Praktikant in der Firma eines entfernten Verwandten — und obwohl Helmut keinen Zweifel daran liess, dass er nur eine platonische Freundschaft beabsichtigte, hoffte Gerhard, dass Zeit und Sympathie hier einen Wandel schaffen würden.

Arm in Arm gingen sie über die spätnächtliche, windgefegte Kärntnerstrasse zur Strassenbahn. Es hatte zu regnen aufgehört. Mit einem Gefühl des Aergers dachte Gerhard an die warnenden Worte seines Bekannten. Ein schlechter Menschenkenner, der sich sicher von Helmuts Reden hatte täuschen lassen.

Und die Zeit schien Gerhard recht zu geben. Die Mauer der Abwehr kam ins Wanken, aus der «platonischen Freundschaft» wurde eine «Freundschaft mit erotischen Konzessionen», wie Helmut es nannte. Immer noch hatte er zahllose Verabredungen mit Menschen, darunter einen alten Musikprofessor, der jede Woche mit ihm ins Konzert ging, neben einem festen Kreis von gleichfühlenden Männern, mit denen er regelmässig zusammenkam, und noch viele andere, die nächtelang seine Bummelgenossen waren und mit ihm von einem Lokal zum anderen zogen.

Es wurde Weihnachten. Am 23. Dezember abends trafen sie sich. Gerhard brachte ihm kein Geschenk. Er war gerade nicht gut bei Kasse und wusste, dass Helmut nur sein Lehrlingsentgelt bezog. Helmut musste zwar zuhause nichts davon hergeben, aber es war auch alles, was er hatte. So rechnete auch Gerhard nicht mit einer Gabe und wollte ihn seinerseits nicht in Verlegenheit bringen. Doch als Helmut kam, verbarg er ein Paket hinter seinem Rücken. Strahlend zog er es zuletzt hervor.

«Schau, das hat das Christkind für dich abgegeben.» Dann berichtigte er sich. «Nein, es war so: ich hab meine Geldbörse ganz ausgeleert und im Laden gesagt: «Geben Sie mir dafür etwas Schönes für einen netten Herrn.»

Gerhard war tief gerührt. Sein ganzes Leben hatte er sich nach einer wahren Freundschaft gesehnt, und dies war das erste Mal, dass ihm einer seiner jungen Freunde etwas zu Weihnachten schenkte. Er vermochte seine innere Erregung nicht zu verbergen, aber . . . schien es nur so oder war er durch das Misstrauen seines Bekannten voreingenommen? . . Helmut gab bald Zeichen von Ungeduld und Langeweile. Aber noch endete der Abend in Harmonie.

Durch einen Zufall hatte Helmut erfahren, dass Gerhard Gedichte schrieb, die manchmal in Zeitschriften gedruckt wurden. Als Gerhard ihm ein paar Tage später zusammen mit seinem eigenen Geschenk einige brachte, erklärte er aber kühl:

«Bilde dir doch nur nicht ein, dass du ein Dichter bist. Das ist doch alles nur geschwollener, blöder Kitsch.»

Die Sonne ihrer Beziehung war im Sinken. Das Neue, Interessante war alt und uninteressant für ihn geworden, und Gerhard sah ein, dass er an einem Menschen hing, der nie etwas für ihn empfunden hatte, der sicher für keinen Menschen überhaupt etwas empfand, und der nur aus einer Laune heraus hin und wieder Gesten der Freundschaft erwies.

Aber immer noch trafen sie sich. Gerhard erkannte mit Schrecken, dass er von Helmut nicht mehr loskam. Unaufhörlich schwang der Zeiger seiner Liebe von Hass zu inniger Zuneigung. Trotzdem er gedemütigt und beleidigt wurde, war er nicht imstande, sich von Helmut zu trennen.

Helmut war unangenehm berührt. Die Sache begann ihm auf die Nerven zu gehen. Immer verletzender wurden seine Beleidigungen. Er versuchte dem Aelteren klar zu machen, dass er auf den Strich ging, ja, dass er mit einer Bande von jugendlichen Strichjungen Dinge tat, die auch ein blind Liebender als Verbrechen betrachten musste. Er verneinte jeden menschlichen Wert, jeden Sinn einer zielbewussten Tätigkeit. Er warf Gerhard die Zeitschriften aus der Bewegung, die dieser ihm zuweilen brachte, vor die Füsse. Dann versuchte er es mit Ueberredung. Nächtelang diskutierte er mit Gerhard, beschwor ihn, sich von jedem menschlichen Gefühl zu befreien, so wie er es selbst gemacht hätte, und sich nicht einzureden, er könne ohne einen anderen Menschen nicht leben. Er streichelte und küsste Gerhard wie ein krankes Kind.

Es war zu spät. Gerhard lebte nur noch für ihn, Gerhard wäre jede Minute für ihn gestorben.

Ein Jahr war seit jener unglücklichen Begegnung auf der Kärntnerstrasse vergangen. Auch Helmut hatte sich in das Unvermeidliche geschickt, hatte eingesehen, dass er sich von dem anderen ebensowenig befreien konnte wie von der Luft, die ihn umgab. Zuweilen schämte sich Gerhard der Rolle, die er da spielte. Aber auch diese Scham drang nicht mehr sehr tief in sein Bewusstsein. Helmuts herrlicher Körper, sein Reiz, sein Wesen bildeten einen Zauber, der jeden klaren Gedanken ausschloss. Hass und Liebe, Zärtlichkeit und Demütigung hatten sich verflochten und verwirrt, und Gerhard und Helmut steckten beide hilflos in diesem Labyrinth.

Es war ein warmer Abend im August. Um den ersten Jahrestag ihrer sonderbaren Freundschaft zu feiern, war Gerhard mit Helmut in ein Restaurant am Stadtrand von Wien gefahren. Jetzt gingen sie Arm in Arm den Weg zu Helmuts Haus zurück, er wohnte im gleichen Stadtbezirk wie Gerhard. Ruhig und tief atmend lag die Landschaft unter dem Licht der Sterne. Einen nahen Bahndamm entlang schwankte die Laterne des Streckenwärters.

«Helmut», sagte Gerhard in ein Schweigen hinein. Seine Stimme klang anders und Helmut blieb stehen.

«Was hast du denn — ist dir nicht gut, hast du zuviel getrunken?»

«Ich weiss es selbst nicht. Aber dieser Weg hier, den Bahndamm entlang — wir sind ihn schon so oft gegangen — er kommt mir vor, als gehöre er zu dir. Alles, mein ganzes Dasein ist mit dir verbunden, und ich kann es nicht mehr lösen, so sehr ich mich auch bemühe. Ich bin dir eine schwere Last geworden.»

«Ja», sagte Helmut. «Du bist es nicht nur jetzt, du bist es immer gewesen. Das Ganze war ja nur eine Laune von mir, du weisst es. Ich bin nicht der richtige Freund für dich. Ich bin ein Mensch ohne Charakter, ohne Gefühl. Ich kann niemand lieben und ich kann niemand hassen. Ich habe mich am Telephon verleugnen lassen, ich habe sogar einmal selbst abgehängt, als ich deine Stimme am Apparat hörte. Ich habe dich bewusst beleidigt. So viele andere habe ich abgeschüttelt, aber bei dir waren alle meine Künste umsonst. Du bist eben kein gewöhnlicher Mensch. Und jetzt bin ich nur da, weil ich unfähig bin, dir zu entkommen. Du würdest mich überall finden. Gerhard, auch ich bin verzweifelt. Du hast mich so oft gebeten, dir zu helfen. Hilf du doch mir. Höre endlich auf, dich mit mir zu treffen.»

Gerhard sah zu Boden. «Das hast du noch nie gesagt. Du hast immer wieder nachgegeben, wenn ich dich darum bat. Dich nicht mehr treffen zu dürfen, heisst für mich aufhören zu leben. Ich kann dich nie mehr vergessen.»

«Aber ich will nicht mehr, ich kann nicht mehr», schrie Helmut.

Ein leichter Wind kam auf und trug den Duft von Rosen zu ihnen.

«Ein Leben wie dieses», sagte Gerhard langsam, «ist eine Qual für dich und für mich.»

Helmut lachte hart auf. «Und ich habe dir immer vorgeworfen, Kitsch zu schreiben. Jetzt weiss ich, dass auch das Leben Kitsch schreiben kann.»

Ohne Hass, ohne Erregung hob der Aeltere die Hand und schlug ihm ins Gesicht, einmal, zweimal. Helmuts Kopf flog zur Seite wie ein Ball. Ein wenig Blut floss ihm aus dem Mund. Seine Augen waren fest auf Gerhard gerichtet, und obwohl er heftige Schmerzen haben musste, blieben seine Züge entschlossen und ernst. Aller Leichtsinn, alle Oberflächlichkeit waren aus ihnen verschwunden. Es war, als hätten ihm die Schläge die Maske abgerissen, die er für die Gefährten seiner zügellosen Abenteuer zu tragen pflegte.

«Mein Leben ist zu Ende», wiederholte Gerhard. «Verstehst du das jetzt?»

Helmut nickte stumm.

«Ich war blind, wahnsinnig, Gefühl in dir zu suchen. Ich habe mich immer wieder selbst belogen.» Es klang wie eine Erklärung seines Handelns, als er hinzusetzte: «Baudelaire hat einmal ein Gedicht geschrieben, dessen Schlussworte auf dich passen: ‚Gestirn der Gosse, Diadem der Schmach'.»

Wie in einem letzten Entschluss bog Gerhard den Kopf zurück. Helmut sah, was er vorhatte, und in seine Augen trat es wie eine Bitte, ihm diese letzte Demütigung zu ersparen. Ohne Hass, fast gleichgültig spie ihm der Aeltere ins Gesicht. Dann wandte er sich ab und ging.

Er ging nicht nach Hause. Die Schläge, die er Helmut versetzt hatte, brannten ihm in der Hand und schmerzten in seinem eigenen Innern. Nie hätte er geglaubt, dass man die Züchtigung eines anderen Menschen selbst so schmerzlich empfinden könnte. Eines anderen Menschen? War Helmut denn nicht ein Teil von ihm, jetzt und für immer? War nicht das die Erklärung für sein Leiden?

Die ganze Nacht irrte Gerhard umher, mit heissen Händen und erfüllt von wilder Verzweiflung. Am Morgen fand er sich wieder in der Nähe der Stelle, wo wenige Stunden vorher das Schicksal ihrer Begegnung sein Ende gefunden hatte.

Eine Gruppe von Menschen stand am Bahndamm, und ein langes, grünlackiertes Auto hielt gerade neben ihnen. Zwei Männer hoben einen Gegenstand hoch und trugen ihn auf einer Bahre zum Wagen.

Gerhard sah ihnen mit stumpfen, irren Augen zu. Das Auto setzte sich in Bewegung und fuhr fast lautlos den holprigen Weg hinunter. Eine Frau weinte dicht neben ihm. Gerhard sah sie an und erkannte sie.

Sie wohnte in einem kleinen Haus, wie sie in dieser Gegend häufig waren. Ueberbleibsel einer alten Zeit, einer Zeit der Gefühle . . . einer besseren Zeit . . . Woher aber kannte er sie eigentlich? Richtig, hier irgendwo wohnte ja Helmut. Und die Frau . . . wohnte seinem Haus gegenüber . . .

Die Erde hob sich hoch. Der Himmel fiel ihr entgegen. Ein furchtbarer Schrei entrang sich ihm, aber er hörte ihn nicht. Er hörte nur, wie die alte Frau sagte:

«Er war so hübsch, und so ein lieber Bub. Und er hat immer so schön Klavier gespielt. Beethoven. Ich habe ihm oft stundenlang zugehört.»

Ein alter Mann ging an ihnen vorbei. Er trug ein paar halbverwelkte Rosen in der Hand, die er behutsam auf die dunklen Stellen am Bahngeleise legte, so sachte, als wüsste er nicht, dass sie der nächste Zug für immer zerstören musste.

(Original-Zeichnungen von Rico, Zürich.)

« Verweile doch . . . . »

Der Boden des Pinienwäldchens war glatt wie Samt. Das Licht der brennenden Mittagssonne fiel in tanzenden Reflexen durch den Schutzwall der Baumkronen. Es war unmöglich, bei der hochsommerlichen Hitze nach dem Schwimmen noch am Strande zu liegen. Den einzigen Fluchtweg vor der Hitze zwischen dem Strand und Ravenna bot der Schatten der südlichen Bäume.

Ausgestreckt lagen sie beide in den kurzen Badehosen auf dem weichen Bett der Piniennadeln nebeneinander — der schmale, sehnige Kurt und der breitgebaute, Kraft ausstrahlende Paul. Kurts Gesichtszüge spiegelten in seinen mittleren Jahren die Vergeistigung seiner Natur, die ihre beste Form gefunden hatte. Es waren nur seine Augen, die seine innere Verletzbarkeit verrieten. Aber sie waren nun in der gelösten Ruhe des ausgestreckten Körpers geschlossen, wie es auch die Augen seines jungen Gefährten waren, dessen Züge eine fast tierhaft ungebändigte junge Männlichkeit unter dem dichten Schwall der braunen Haare zeigten. Wie immer lagen die beiden Männer, der ältere und der jüngere, nahe zusammen. Pauls Kopf ruhte auf dem ausgestreckten Arm Kurts. Aber auch jetzt in dieser Nähe lagen Meilen zwischen den Wegen ihrer Gedanken.

Nun waren sie seit vier Wochen in Italien, die lange Ferienreise neigte sich ihrem Ende zu, dachte Kurt. Mit welchen Erwartungen war